

BÜRGER RETTEN DENKMALE



Die Denkmalstiftung hat sich für den Erhalt der Stuttgarter Markthalle auch im 100. Jahr ihres Bestehens engagiert.

Feiner Bau für feinen Inhalt

Die Markthalle ist beste „Stuttgarter Schule“: Im Inneren ein für die Bauzeit (1912–1914) fast futuristisch anmutendes Beton-Inlet mit weiten weißen Stützbögen. Draußen aber eine selbstbewusste Einpassung in die historische Umgebung. Als die Halle am Beginn des Kriegsjahrs 1914 eingeweiht wurde, war sie zwar neu im Sinne eines neuen Bauens, aber sie war nicht fremd.

Die „Stuttgarter Schule“ ist ja eine „Erfindung“ des fränkischen Baumeisters Theodor Fischer (1862–1938), um 1900 einer der wirkungsreichsten Architekten in Deutschland. Er lehrte Respekt vor der baugeschichtlichen Umgebung, handwerklich gekonnten Umgang mit regionaltypischen Werkstoffen im Äußeren und Verwendung modernster Baustoffe im Inneren. Fischer gilt deshalb auch als Meister des Betons, mit dem er oft geradezu bildhauerisch umgeht.

In dieser Ausgabe

Stuttgarts schönster Konsumtempel:
die Markthalle

Gespräch mit dem Ulmer
Oberbürgermeister Ivo Gönner
über Stadtplanung

Wissenswertes aus der
Denkmalpflege: Leserkritik und
Geologisches

Baukunst, Knickgiebel
Baumeister, Emil Otto Tafel

Denkmalrätsel

Spenderliste 2015

Die Markthalle in Stuttgart

Paul Bonatz auf Platz zwei

So eben auch bei der Markthalle seines Muster- und Meisterschülers Martin Elsaesser. 1884 zu Tübingen in die Strenge eines evangelischen Pfarrhauses hineingeboren, erweist er sich als Musensohn, spielt Klavier, schreibt Gedichte – entschließt sich aber mit achtzehn zum Architekturstudium bei Theodor Fischer an der Stuttgarter TH. Dessen Haupt-Schüler und Nachfolger, Paul Bonatz, holt Elsaesser als Assistenten (1908–1911) und als solcher gewinnt er 1910 den Wettbewerb für den Neubau der Stuttgarter Markthalle, vor Bonatz, der zweiter wird. Im Preisgericht sitzt vor allem einer – Theodor Fischer, der hier seine Stuttgarter Schule in Vollendung verwirklicht sieht.

Die Modernität des Innenraums mit seinen 60 auf 25 Metern gemahnt mit den weit gespannten, leicht gebogenen Sichtbetonbindern unter dem gerundeten Glasdach erst einmal an eine Industriehalle. Allerdings in der archaischen Form einer dreischiffigen Basilika. Die Nebenschiffe an der nördlichen und südlichen Langhausseite sind durch spitzbogige Arkaden vom breiten Hauptschiff getrennt. In diesen drei Schiffen haben die Händler ihre Stände – wie in einem vorchristlichen Tempel! Die strenge basilikale Konzeption lässt den Kirchenbaumeister Elsaesser ahnen. Bis 1914 hatte er sich mit 39 Projekten für Gotteshäuser beschäftigt; am Ende seines Lebens waren es über 60. Und auch die längsseitigen Fensterbänder der Obergaden unter dem mächtigen Glasdachbogen entsprechen dieser Konzeption. Außen ist die Markthalle mehr eingepasst als angepasst. Sie verbindet sich eher atmosphärisch mit ihrer damals noch von Renaissance und Barock geprägten Umgebung. Dabei sind die spitzbogigen Arkaden an der Dorotheenstraße so un-stuttgarterisch wie die volkstümlichen Fassadenmalereien darüber.

Keine bayerischen Lüftlmalereien

Diese für Stuttgart und überhaupt das württembergische Kernland äußerst seltene Bemalung von Gebäudewänden mögen oberbayerische Reminiszenzen aus Elsaessers Münchener Studienzeit (1905/06) sein. Aber hier sind es keine zartblumig flüchtigen Lüftlmalereien, hier sind es erdig expressive Darstellungen zum Marktgeschehen: Bauern, Winzer, Jäger und der hl. Christophorus als Schutzpatron. Gemalt haben sie Franz Heinrich Gref und Gustav Rümelin. Von Rümelin



Einen etwas sakralen Kreuzgangcharakter strahlt der Kolonnadengang an der Nordseite der Markthalle aus.

als Maler wissen wir wenig. Gref indes, 12 Jahre älter als Elsaesser und aus dem südbadischen Stühlingen stammend, studierte unter anderem an der Stuttgarter Kunstakademie bei Leopold von Kalckreuth. Er arbeitete anfangs vor allem für Theodor Fischer; so sind die Wandmalereien in dessen Erlöserkirche im Stuttgarter Norden von ihm. Elsaesser beschäftigte Gref besonders für seine Kirchenbauten. Etwa in Winnendens St. Bernhard oder Nellingens St. Blasius, wo er beide Male Bilder von der Anbetung und Verkündigung der Hirten als Motiv hat. Seine drei Glasfenster für Elsaessers Christuskirche in Kirchheim/Teck wurden 1953 im Rahmen von Renovierungsarbeiten zugemauert.

Wer ist die Schönste im Land?

Elsaessers Stuttgarter Markthalle fand sogleich hohe Akzeptanz. Eine Broschüre aus den zwanziger Jahren: „Sie ... wird immer wieder von den vielen auswärtigen Besuchern ... als ein Schmuckkästchen der deutschen Markthallen bezeichnet.“ Schulkinder aus ganz

Württemberg kämen in Scharen hierher. „Manches der Kinder sieht und kauft sich zum ersten Mal in seinem Leben eine Orange oder Banane.“ Stuttgart war nun eine Stadt mit an vorderster Front im deutschen Wirtschaftsleben. „Schöne und große Markthallen trifft man noch in Hamburg, Leipzig, Dresden, Chemnitz, München“, heißt es in der Broschüre. Heute gilt die Stuttgarter gar als die „schönste in Deutschland“ (Eigenwerbung).

Elsaesser hinterließ in der Landeshauptstadt noch einige bemerkenswerte Bauten wie das Wagenburggymnasium oder auch die außergewöhnliche Jugendstilkirche in Gaisburg. 1920 holt ihn der für Architektur hoch engagierte Kölner Oberbürgermeister Konrad Adenauer als Direktor an die Kunstgewerbeschule. 1925 wirbt man den Baumeister als Stadtbaudirektor nach Frankfurt ab, wo er mit dem unerbittlich fortschrittlichen Stadtbaurat Ernst May das „Neue Frankfurt“ entwickelt, dessen Markenzeichen Elsaessers Großmarkthalle (1926–1928) ist, bis heute eine Ikone des „neuen Bauens“.

Zwischen 1933 und 1945 mühte sich Elsaesser, der als Vertreter des „Weimarer Systems“ galt, meist erfolglos um öffentliche Aufträge. Im Nachkriegs-Stuttgart leitete er den Wiederaufbau von Theodor Fischers Gustav-Siegle-Haus nach dem pragmatischen Diktat des

Stuttgarter Gemeinderats. Zu den Restaurierungen an seiner Markthalle wird er offenbar nicht hinzugezogen. Der Baukünstler Martin Elsaesser hat resigniert. Am 5. August 1957 stirbt er in Stuttgart. In der Traueranzeige heißt es, er hinterlasse „ein unvollendetes Lebenswerk“.

Seine Stuttgarter Markthalle, zumal entlang der Dorotheenstraße kriegszerstört, war bis 1953 behutsam rekonstruierend wiederaufgebaut. Allerdings lag sie auf wertvollstem städtischen Baugrund, was so manchen im nahen Rathaus wurmte. Ohnedies gab es dort für Bauwerke aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg keine nennenswerten Sensibilitäten („alde Käscha“). Eine „Wirtschaftlichkeitsprüfung“ plädierte um 1970 für Abriss und Neuaufbau, die obligate Stuttgarter „Stadt-sanierungsmaßnahme“ der Ära Klett. Doch da hat ein öffentlicher Proteststurm die Markthalle gerettet, wobei dem Engagement das am 1. Januar 1972 in Kraft getretene Landesdenkmalschutzgesetz zupass kam. Die Denkmalstiftung hat sich an den neuerlichen Maßnahmen zur Sanierung der Markthalle intensiv beteiligt. Zur Instandsetzung der 72 Fenster im Obergaden gab sie 30 000 Euro. Die Restaurierung der Außenfresken hat sie mit 20 000 Euro unterstützt und die Markthalle im Januar 2014 aus Anlass ihres 100jährigen Jubiläums zum „Denkmal des Monats“ gekürt.

Mit Türmen und Rundformen „korrespondiert“ die Markthalle mit ihrem Nachbarn, dem Alten Schloss.



Liebe LeserInnen und SpenderInnen!

In unseren heutigen Beiträgen geht es vor allem um die Entwicklung unserer Städte. Auf diesem Gebiet haben sich in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg entscheidende Wandlungen vollzogen. Es begann mit einem vehementen Drang zur Modernisierung, der auch noch zahlreiche von den Bomben verschonte Altbauten zum Opfer fielen. Doch die anvisierte autogerechte Stadt konnte zahlreiche Bewohner nicht entscheidend an sich binden. Schon in den 1950 Jahren orientierten sich vor allem Familien aufs Land, man baute dort und zog aus grauer Städte Mauern ins Grüne. Folge waren zumindest abends und am Wochenende recht menschenleere Innenstädte und eine zersiedelte Stadtperipherie. In dieser Situation entkam die baulich kostbare und heute so beliebte Markthalle nur ganz knapp dem Abriss. Dass dieser nicht erfolgte, kann man getrost unter unser Motto „Bürger retten Denkmale“ stellen. – Ein Proteststurm zwang den Gemeinderat zum Umdenken. Die Denkmalstiftung förderte 2015 die sachgerechte Erhaltung von zeittypischen Malereien an der Markthallenfassade.

In den vergangenen zwei Jahrzehnten hat sich die Stadtfucht ziemlich ins Gegenteil gekehrt. Die Vorzüge urbanen Lebens mit guter Infrastruktur, kurzen Wegen, vielfältigen Kulturangeboten und bisweilen auch Unabhängigkeit vom Auto locken die Menschen wieder in die Städte. Ein Wandel, den der seit 1992 in seinem Amt waltende Ulmer Oberbürgermeister Ivo Gönner deutlich zum Ausdruck bringt. Unsere Redakteure haben mit ihm kurz vor dem Ende seiner langen Amtszeit ein recht intensives Gespräch führen können (Seite 5). Hochinteressant auch seine Ausführungen zum Thema „Bauen im Bestand“, dabei vor allem über Probleme, Modernes mit Historischem in Bezug zu setzen.

Also durchaus spannende und vielleicht auch ein wenig unterhaltsame Informationen, mit denen wir natürlich wieder Ihre Lust und Bereitschaft zum Spenden fördern möchten. Und zwar für unsere gemeinsame Aufgabe, Denkmalwürdiges für uns und die folgenden Generationen zu retten und zu erhalten.



Professor Dr. Rainer Prewo
(Vorsitzender)



Professor h. c. Hermann Vogler
(Geschäftsführer)

Impressum

Denkmalstiftung Baden-Württemberg
Charlottenplatz 17 70173 Stuttgart
Tel.: 0711 2261185 Fax: 0711 2268790
www.denkmalstiftung-bw.de
E-Mail: info@denkmalstiftung-bw.de

Spendenkonto: Landesbank Baden-Württemberg
Konto Nr. 2 457 699 (BLZ 600 501 01)
IBAN: DE78 6005 0101 0002 4576 99
BIC: SOLADEST

Als Spendenquittung für Beträge bis zu 200 Euro genügt der Einzahlungsbeleg zur Vorlage beim Finanzamt. Für höhere Beträge stellen wir Ihnen eine Spendenbescheinigung aus; hierzu ist die Angabe der vollständigen Adresse notwendig.

Herausgeber:
Denkmalstiftung Baden-Württemberg
Geschäftsführer: Prof. h. c. Hermann Vogler
Geschäftsstelle: Andrea Winter

Redaktion:
Prof. h. c. Hermann Vogler (ViSdP), Dr. Irene Plein,
Dr. Karlheinz Fuchs, André Wais, Andrea Winter

Produktion: Verlagsbüro Wais & Partner
Gestaltung: Kindermann KG

Bildnachweis: A. Wais S7, alle anderen Heinz K. Geiger Stuttgart S1–S8.
Auflage: 75.000

Gespräch mit Ivo Gönner

Seit 1992 Oberbürgermeister von Ulm und langjähriger Präsident des Städtetages Baden-Württemberg.

Im Gespräch für unser Jubiläumsheft von 2010 zu „25 Jahre Denkmalstiftung Baden-Württemberg“ haben wir Ulm als eine der „architektonisch ambitioniertesten Städte im Land“ bezeichnet. Ein Verdienst vor allem Ihrer fast 25jährigen Ägide. Sie haben damals gesagt, „natürlich werden wir daran arbeiten, dass auch künftig in Ulm Qualität gebaut wird“. Gibt es Hoffnungen, dass Ihr jüngst gewählter Nachfolger diese Linie weiter verfolgt?

Die gibt's nicht nur als Hoffnung, sondern als Sicherheit. Weil wir es uns zur Maxime gemacht haben, als Teil der Stadtentwicklung neue Architektur in Verbindung mit alter Architektur in ein interessantes Spannungsverhältnis zu bringen. Und das fing in Ulm ja schon 1986 mit dem Wettbewerb zum Stadthaus auf dem Münsterplatz an und hat sich 1998 fortgesetzt bei der Bibliothek und dem Rathaus. Hier wie dort wurde klar, dass sich gute Architektur auch in modernster Handschrift immer versteht mit den alten Gebäuden.

Sie waren lange einer der Leuchttürme für die SPD im Land. Welchen Anteil hat die Partei an Ihrem bemerkenswerten städtebaulichen Engagement?

Die Partei sicherlich gar keinen. Es gab eher Anregungen aus der Bundes- und Landespolitik. Entscheidend war vor allem das Städtebau-Förderungsgesetz von 1972. Für mich blieb's auch im baden-württembergischen Städtetag immer wichtig, dass wir das Thema Erhalt und Ausbau Städtebauförderung oder andere Programme in einer atmenden Weiterentwicklung den Kommunen zukommen lassen, die sich Erhalten und Erneuern unter Berücksichtigung des Stadtteilmilieus auf die Fahnen geschrieben haben.

Die „atmende Weiterentwicklung“, ein schönes Wort, das muss man sich merken. Ist das von Ihnen?
Ich hoffe. Das ist mir gerade so eingefallen.

Einer der wichtigsten Baumeister unserer Tage, Gottfried Böhm, hat in der Landeshauptstadt nur auf der grünen Wiese gebaut, draußen in Möhringen. In Ulm dagegen mitten in der Stadt. Seine gläserne Bibliothekspyramide steht in einer Sichtachse mit dem Renaissance-Rathaus. Hat Ulm hier von Fehlern Stuttgarts gelernt, wo man Städtebau häufig Investoren überlässt?



Das Gespräch mit dem Ulmer OB führten Karlheinz Fuchs (im Bild) und André Wais.

Auch in der Neuen Straße, unserem gegenwärtig größten städtebaulichen Projekt, waren es Investoren. Zuerst die Familie Weishaupt, ein Investor mit Gespür und Empfinden für die Situation. Für uns ein großer Partner, weil an exponierter Stelle eine Investition wie die Kunsthalle Weishaupt mit einer hohen architektonischen gestalterischen Qualität umgesetzt wurde. Das war sozusagen die Grundvoraussetzung für weitere Investoren.

Und wie war es mit Böhms Bibliothekspyramide?

Böhm war anfangs von der Jury her gar nicht der erste Preisträger. Es gab vielmehr einen Entwurf, der in der Öffentlichkeit sehr umstritten war. Da hat sich der Gemeinderat erlaubt, die Reihenfolge zu verändern und Böhm mit seinem Pyramidenbau genommen. Wir haben entschieden, dass es an dieser Stelle gewagt werden kann, eine Architektur zu platzieren, die Rathaus und Umgebung so gut aufnimmt, dass sie nicht nur Spiegelwand eines alten Rathauses, sondern ein eigenständiges Kunst- und Bauwerk ist.

Ihre Stadt ist nicht nur durch bemerkenswerte zeitgenössische Architektur gekennzeichnet wie Meiers Bürgerhaus am Münster, Böhms gerade geschilderte Pyramide oder jetzt die neue Synagoge, sondern auch durch denkmalgerechte mustergültige Sanierungen wie das Fischerviertel an der Blau. Wo gab es die meisten Probleme?

Der Wirbel mit dem Stadthaus Richard Meiers fand seinen Höhepunkt ja im Bürgerentscheid. Aber es gab schon in den fünfziger Jahren zwei rivalisierende Organisationen, den Verein „Alt Ulm“ und als eine Art Gegenbewegung dazu für das moderne Ulm die „Gesellschaft 50“. Beide standen sich eine Zeitlang sehr unversöhnlich gegenüber. Beim Wettbewerb zum Stadthaus war der ungewöhnlichste Entwurf der von

Robert Meier, und der Gemeinderat hat gesagt, den nehmen wir. Dagegen gab es ein Bürgerbegehren und 1987 auch einen Bürgerentscheid noch zu Zeiten meines Kollegen Ludwig. Ein riesen Aufreger in der ganzen Stadt, oft quer durch die Familien. Knapp 21 000 waren dagegen und etwa 19 000 dafür. Damit war das Quorum nicht erreicht. Das wären 23 000 gewesen. So ging die Entscheidung zurück an den Gemeinderat, der hat mit einer Gegenstimme beschlossen: Wir bleiben dabei! Und eingeweiht wurde das Meier-Stadthaus dann in meiner Amtszeit, nämlich 1993.

Beim zweiten Bürgerentscheid ging es um die Untertunnelung der Neuen Straße. Der war 1990. Da haben sich über 80 Prozent gegen die Untertunnelung ausgesprochen, und das Quorum war deutlich überschritten. Darauf hat der Baubürgermeister Wetzig Schritt für Schritt unter Bürgerbeteiligung die „Neue Mitte Ulm“ entwickelt mit Tiefgarage, der Kunsthalle Weisshaupt und einem neuen Platz.

Im Jubiläumsausgaben-Interview erwähnen Sie „gelegentlichen Ärger mit dem Denkmalschutz“. Lässt sich der näher umschreiben?

Wenn uns Denkmalaufgaben gemacht werden wie im Sanierungsgebiet „Auf dem Kreuz“, wo ein Balken wohl aus dem 13. Jahrhundert entdeckt wurde. Um den herum musste dann das ganze Haus saniert werden. Ich glaube, da standen zwei Arbeiter drei Jahre lang da und haben bloß diesen Balken hochgehalten. Diesen Balken sieht kein Mensch mehr. Aber das hat damals den ursprünglichen Kostenrahmen so hochgetrieben, dass die Eigentümerfamilie ob dieser Auflage fast in ewige Armut gestürzt worden wäre, wenn die Stadt nicht mit einem Zuschuss großzügig geholfen hätte.

Wir erleben gerade eine Hochphase der Reurbanisierung. Sie haben das vor Jahren in einem Referat vor der Architektenkammer in Stuttgart schon prognostiziert. Was bedeutet das für die Stadtplanung?

Eine Zeitlang haben die Gemeinden darunter gelitten, dass junge Familien hinausgezogen sind. Inzwischen haben wir eine Rückkehr in die Städte und einen Verbleib der Leute dort sowie einen großen Bedarf an Stadtparks. Die Familien wollen jetzt gern in den Städten bleiben, weil sie dort Angebote wie Ganztages- oder Freizeitbetreuung haben. Die Älteren, die als Jüngere hinausgezogen sind, hocken jetzt in viel zu großen Häusern mit viel zu großen Gärten und brauchen wieder eine Wohnung in der Stadt, am bes-

ten mitten drin mit Aufzug und Balkon, Arzt, Kneipe, Einkaufszentrum und einem Bahnhof in der Nähe, weil es eine reiselustige Generation ist. Der Verlust des Gartens, der „bloß Geschäffd machd“, wird durch städtisches Grünland kompensiert. Wir werden in den nächsten Jahren mehr denn je unsere Stadtparks, unsere Grünanlagen wieder aufwerten, weil sie wieder Platz bieten für Aufenthalt. Eine Zeitlang war ja keiner mehr in den Parks, weil es hieß, da hocken nur die Junkies, da wird man bloß angepöbelt. Für uns Ulmer ist es ein großer Vorteil, dass wir diese riesigen Flächen entlang der Donau haben, wo eben keine Uferstraße verläuft. Oder die Belegung der öffentlichen Plätze. Alte Leute hocken sich vors Café, dorthin, wo sie sich früher nie hingewagt hätten nach schwäbischem Gesichtspunkt: „Der hodd niggs zom Schaffa, der hoggd em Café“! Früher hatten alle klassischen Ulmer Cafés eine Terrasse nach hinten hinaus, damit niemand gesehen hat, wer im Café sitzt. Heute sitzt niemand mehr auf diesen Terrassen. Jetzt sitzt man vor dem Café, egal wann. Urbanisierung bedeutet also auch die Rückgewinnung der Plätze und ihre vielfältige öffentliche Nutzung. Das wird ein großes Thema werden.

Wissenswertes

Geologische Grundkenntnisse gefragt!

Die Redaktion freut es sehr, dass immer wieder Leserbriefe bei ihr eintreffen. Oft von profunden Kennern unserer beschriebenen Objekte und deren Örtlichkeiten. Leider können wir diese, so interessant sie meist sind, aus Platzgründen hier nicht veröffentlichen. Zwei der im letzten Jahr eingegangenen, durchaus freundlich gehaltene Kritiken an unseren Texten, möchten wir zumindest in der Sache den Lesern dieser Schrift nicht vorenthalten. – Herr Roger Widmann aus Stuttgart merkt zur Sanierung der Donauquelle an, dass dieses Wasser nur selten das Schwarze Meer erreicht. Beim Durchqueren des vom Schwäbischen Jura gebildeten Karstgebiets der Schwäbischen Alb im sogenannten Oberen Donautal bei Immendingen und Fridingen versinkt die Donau, wenn sie nicht sehr viel Wasser führt, vollständig im Untergrund. Das Flussbett liegt dann wie ausgetrocknet da. Das in Gesteinspalten verschwundene Wasser taucht dann 12 km weiter südlich im Quelltopf der (Radolfzeller) Aach wieder auf und fließt in den Bodensee. Somit „sieht“ es eventuell die Nordsee, aber niemals das Schwarze

Meer. Da dorthin aber bisweilen doch ein guter Teil des Quelltopfwassers gelangen kann, sollte man sich das Bestaunen der frisch renovierten Donauquelle nicht nehmen lassen. Das hat bislang die alte und geografisch richtige Schulweisheit „Brigach und Breg bringen die Donau zuweg“ auch nicht geschafft! Mit dem Jura hat auch die Anmerkung eines anderen Lesers, der nicht genannt werden will, zu tun. Er stellt völlig richtig klar, dass die im Förderbericht (Seite 14 in Heft 3/2015) beschriebene Küssaburg nicht auf einem markanten Vulkankegel des Hegaus steht, sondern auf dem Ende eines Höhenzuges im Randengebiet, einem Ausläufer der Schwäbischen Alb, am Hochrhein. Vulkane des Hegaus stehen ein gutes Stück weiter östlich. Die Redaktion dankt nochmals für diese nützlichen Hinweise, wie für alle andern, die hier nicht erwähnt werden konnten.

Baukunst: Knickgiebel

Deutet man die Giebel als „Gesichter der Häuser“, wären die Giebellinien ihre Frisuren. Jahrhundertlang waren schlichte Dreiecksgiebel das Gesicht von Satteldächern, namentlich der heimischen Fachwerkbauten, die „Frisur“ also glatt heruntergekämmt. Mit der Renaissance ergeben sich dann weit üppigere, fantasiereichere Giebellinien, besonders bei repräsentativen Gebäuden mit ihren Schweifgiebeln oder Giebelwellen von der Traufkante bis zum First. Oft rollen sich diese Wellen nach Art von Schneckenhäusern nach innen ein und bilden so Volutengiebel, die gängigste Version in der Renaissance. Manchmal aber



wird der organische Wellenfluss auch durch einen rechteckigen Knick aufgehalten, bevor er weiterfließt. Aus dem Voluten- wird so ein Knickgiebel, nicht zu verwechseln mit dem Staffel- oder Stufengiebel, der Rechteck um Rechteck nach oben steigt. Das Stuttgarter Ständehaus in der Kronprinzstraße, ein

stattlicher, im Bombenkrieg abgegangener Bau, hatte so einen Knickgiebel, bei dem rechteckige Intervalle die Bogenschwünge unterbrachen. Rechteckige Elemente als Wellenbrecher charakterisieren auch das fast gleichzeitig gebaute Stuttgarter Lusthaus (1575–1593). Ein geradezu exemplarischer Knickgiebel krönt das auch von der Denkmalstiftung geförderte Renaissanceschloss in Magenheim bei Cleebronn. Ganz eigenwillig geknickte, ansonsten sehr schlichte Giebel aus neuerer Zeit entdeckt man übrigens an zwei nebeneinanderstehenden Giebeln am Schmalzmarkt in Gablenbergs Hauptstraße (unser Bild).



Kennen Sie ihn? Emil Otto Tafel (1838–1914)

Er stammt aus dem hohenlohischen Öhringen und war von der italienischen Renaissance inspiriert. Ein Historist also aus historischer Umgebung. Die für

seine Architektengeneration noch wichtigen Lehr- und Wanderjahre verbringt er – natürlich – in Italien, überraschend aber auch in Spanien und Ungarn. Frankreich und dessen Klassizismus ist für Tafels stilistische Prägungen weniger wirksam, im Gegensatz zu seinem großen schwäbischen Lehrer Christian Friedrich Leins, bei dem er am Stuttgarter Polytechnikum (der späteren TH) studiert. Sein anderer Lehrmeister, Joseph von Egle, Gründer der Stuttgarter Kunstgewerbeschule, holt Tafel um 1865 als Professor.

In seinem Opus magnum, der Wendlinger Baumwollspinnerei Otto (1885–1893), entfaltet er äußerst beredt seine Backsteinsprache: optisch geschickt durcheinandergemischte rote und gelbe Ziegel, aufsteigende Treppenfrieze zur Akzentuierung der Giebellinie und backsteingemauerte Lisenen zur Betonung der Vertikalen – und immer wieder Bogenfrieze. Der Bogen gehört ohnedies zu den Signaturen Tafels und charakterisiert sein wohl vollkommenstes Bauwerk: die sehr toskanisch wirkende Villa Schönleber von 1889 in Karlsruhes Jahnstraße 18. Eine kleine Huldigung des schwäbischen Franken Tafel an den badischen Meister des Rundbogenstils, Heinrich Hübsch (1795–1863).

Sehr viel trockener, „schwäbischer“ dagegen Tafels heute bekanntestes Gebäude, die Villa Merkel in Esslingen (1873). Beide höchst repräsentative Bürgerpalais werden heute kulturell genutzt – Karlsruhes Villa Schönleber als Musikhochschule und Esslingens Villa Merkel als vielbesuchter Kunsttempel.

Gewusst wo? Denkmale im Land

Bau und Baumeister passen hier so ideal zusammen wie selten einmal: Das gesuchte Gebäude birgt eine der berühmtesten Geistesinstitutionen des Landes, und sein Erbauer wiederum ist einer seiner wichtigsten Architekten. Und zwar nicht nur jener architek-



turbewegten Zeit um 1900, sondern wohl überhaupt. Ein Meister der Übergänge vom späten Historismus in Jugendstil und Expressionismus. Er baut, besonders an den „Polen“, dem Norden und Süden seines langgestreckten Heimatlandes, bedeutsame Komplexe mit

dem von ihm bevorzugten Werkstoff, dem regionalen Buntsandstein. Musterbeispiel des expressiven Jugendstils ist dabei im nördlichen Teil des Wirkungsbereichs unseres Architekten eines seiner Hauptwerke, berühmt durch die ausdrucksstarke Inszenierung des konkaven Hauptportals. In den rationaleren Formen eines expressiven Neomonumentalismus erscheint dann das zu erratende Gebäude fast 200 Kilometer südlich davon. Ernst und repräsentativ, außen wie innen, auch wieder mit einprägsamer Betonung der Eingangszone: Passend zum Inhalt des Baus, wird es von den gewaltigen Bronzefiguren der Philosophen Platon und Aristoteles behütet. Umflossen ist der respekteinflößende Bau von einem jener kanalisierten Bäche, die für den Ort typisch sind und deren klares Wasser einem nahen Mittelgebirge entspringt. Wie also heißt dieser auch sonst an architektonischen Spektakeln so reiche Ort, wie der Erbauer, für den Architektur noch ein Gesamtkunstwerk sein durfte, und wie das Gebäude selber?

Rätseln Sie mit!

Wenn Sie es wissen oder herausgefunden haben, schicken Sie die Antwort bis 31. Mai. 2016 auf einer Postkarte – bitte nicht als E-Mail – an die Denkmalstiftung Baden-Württemberg, Charlottenplatz 17 in 70173 Stuttgart. Oder senden Sie uns die Antwort über die Rätselseite auf unserer Webseite: www.denkmalstiftung-bw.de

Unter den Einsendern verlosen wir fünf Exemplare des Standardwerkes „Stadtplanung“, eine illustrierte Einführung aus dem Verlag der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft Darmstadt.

Rätsellösung 3/2015

Wer sie nicht kennt, sollte sie unbedingt einmal besuchen, die Kilianskirche in Heilbronn mit ihrem markanten Renaissance-Turm. Sie allein lohnt schon den Besuch der Käthchenstadt am Neckar. Dort waren schon, oder kennen zumindest den Turm, auf dem ganz oben das berühmte „Männle“ steht, unsere Gewinner: Claus W. Buechmann, 73527 Schwäbisch Gmünd; Eberhard Rabaa, 72661 Grafenberg; Margot Richter, 71522 Backnang; Brigitte Ritzmann, 91056 Erlangen; Horst Walter, 89075 Ulm.

DENKMALSTIFTUNG BADEN-WÜRTTEMBERG
Charlottenplatz 17 . 70173 Stuttgart

Telefon 0711 226-1185 . Telefax 0711 226-8790
E-Mail: info@denkmalstiftung-bw.de
www.denkmalstiftung-bw.de

**Mit Lotto-Mitteln kulturhistorisch
bedeutsame Bauwerke erhalten.**

Seit 2013 ist die Denkmalstiftung Baden-Württemberg direkte Empfängerin von GlücksSpirale-Mitteln in Baden-Württemberg.



GlücksSpirale